

Aus vergangener Zeit — für unsere Zeit.

6. Oktober. (Nachdruck verboten.)

Der 6. Oktober 1890 ist ein verfehlter Tag im Leben der Völker. An diesem Tage trat die bekannte sogenannte Mac Kinley-Bill in Kraft, jene amerikanische Maßnahme, die darauf berechnet sein soll, „Amerika den Amerikanern zu erhalten“, die aber in Wirklichkeit nur der Ausdruck eines engstirnigen Standpunktes ist, der sich auf die Dauer gegenüber dem immer mehr anschwellenden Weltverkehr nicht wird aufrecht erhalten lassen. Die Zeit wird es lehren, daß Amerika trotz seines Reichthums den Import nicht entbehren kann, schon deshalb nicht, weil es mit der Zeit in seinem Export allzusehr geschädigt werden dürfte. So erheben sich denn auch jetzt bereits gewichtige Stimmen gegen jene Abherr-Bill und es wird der Tag kommen, wo diese Bill fallen wird.

7. Oktober.

Auf seiner Fahrt gen Westen mußte Columbus auf der unbekanntem Wasserstraße naturgemäß gar manchen Täuschungen unterliegen; man glaubte das ersuchte Land viel früher zu finden und diese Hoffnung unterstützte mancherlei Irthümer. So passierte es, daß Columbus von seinem Schiffe aus eine Schaar Vögel nach Südwesten fliegen sah. Es war das am 7. Oktober 1492 und da er sich erinnerte, daß die Portugiesen manche Insel entdeckt hatten, indem sie dem Flug der Vögel folgten, lenkte er seinen Kurs von Westen nach Südwesten. Das Land wurde aber immer noch nicht sichtbar und nun fing die Mannschaft, die schon vorher unruhig gewesen, erst recht zu murren an.

Verurtheilt.

Eine New-Yorker Kriminal-Novelle von Arthur Zapp. (11. Fortsetzung.)

„Ich möchte gern,“ begann Grace, das Mädchen aufmerksam anblickend, „daß Sie sich an eine Ihrer vor Gericht abgegebenen Aussagen erinnern. Sie sagten, als Sie die verschiedenen, in der Kabine vorgefundenen Gegenstände Ihrer ermordeten Herrin beschrieb, diese Worte: „Es lag da ein Medaillon, aber ich weiß nicht, ob —“ hier unterbrach Sie der vorsitzende Richter ungeduldig und befahl Ihnen, die andern Gegenstände zu beschreiben.“

„Ganz recht, Miß,“ sagte das Mädchen nachdenklich.

„Sie erinnern sich also dieser Worte?“

„Nicht mehr genau. Aber ich glaube, ich sagte etwas Derartiges.“

„Was meinten Sie damit?“ fragte Grace, während sie mit vor innerer Erregung leuchtenden Augen das Mädchen forschend betrachtete.

„Ich erinnere mich jetzt,“ berichtete das Mädchen, „es war in der Kabine eine Medaillon gefunden worden; aber ich glaube nicht, daß es Raimonde gehörte.“

„Sie glauben das bestimmt?“

„D, ich bin sicher, daß ich es nie bei meiner Herrin gesehen habe; Raimonde mochte solche großen unechten Schmuckgegenstände nicht leiden.“

„Noch eins wollte ich Sie fragen,“ fuhr Grace fort, „Sie sagten aus, das Raimonde ihre Diamanten getragen habe, als sie Boston verließ. Würden Sie die Diamanten wiedererkennen?“

Das Mädchen dachte einen Augenblick nach.

„Einen davon gewiß,“ sagte sie endlich, „denn er war an der einen Seite in einer ganz außergewöhnlichen Art gefchliffen.“

„Wie ist doch Ihr Name? Ich habe ihn vergessen,“ fragte Grace.

„Sarah,“ antwortete das Mädchen.

„Nun Sarah, nehmen Sie Ihren Hut und kommen Sie mit mir. Sie sind von nun an in meinem Dienst.“

Mit Sarah an ihrer Seite kehrte sie in das Polizeigebäude zurück. Die Stunde war noch nicht ganz vorüber, aber Macroy erwartete bereits seinen Besuch.

„Nun, Herr Macroy,“ wandte sich Grace sogleich, nachdem sie eingetreten war, mit spannender Erwartung an den Detektive, „haben Sie sich entschlossen, mir zu helfen?“

„Sie wissen, daß ich Herrn Vanmark für schuldig halte,“ rief der Detektive aus.

„Ich weiß das; aber Sie gingen bei Ihrer Untersuchung von allem Anfang von der Annahme aus, daß er der Mörder sei, und Sie forschten deshalb nur noch nach Anhaltspunkten, die diese Annahme rechtfertigen oder zu rechtfertigen schienen.“

„Allerdings — das ist richtig,“ sagte der Detektive, „aber ich gestehe Ihnen, daß ich noch heute die Ueberzeugung habe, er hat das Verbrechen begangen. Und dennoch wünschen Sie, daß ich Ihnen beistehe?“

„Ja, denn ich glaube am besten mit Ihrer Hilfe seine Schuldlosigkeit beweisen und den richtigen Mörder entdecken zu können. Ich rechne natürlich darauf, daß Sie Ihre besten Kräfte unserm Unternehmen zur Verfügung stellen.“

„Ganz gewiß, das ist selbstverständlich. Uebrigens,“ fügte der Detektive mit einem feinen Lächeln hinzu: „Sie selbst haben die beste Fürsorge getroffen, daß ich mir das Gelingen Ihres Vorhabens in jeder Weise angelegen sein lasse, indem Sie mir achtausend Gründe mehr für das Gelingen als für das Mißlingen boten.“

„Und es wird uns gelingen,“ rief Grace in zuversichtlichem Tone aus. „Richard Vanmark ist schuldlos und mit Ihrem Beistand hoffe ich, seine Schuldlosigkeit an den Tag zu bringen.“

„Sie könnten sich, wenn Sie seine Frau wären, nicht mit mehr Enthusiasmus, mit mehr Energie seiner Sache widmen,“ bemerkte der Detektive mit Wärme.

„Ich bin sein Weib,“ erklärte Grace, „gestern in den Tombs wurde ich ihm angetraut.“

Der Detektive betrachtete die vor ihm Stehende mit einem aus Erstaunen und Bewunderung gemischten Blick.

„Ich bin jetzt halb zu Ihrer Ansicht bekehrt, Frau Vanmark.“

VII. Auf der richtigen Spur.

Es erforderte nur wenige Augenblicke, bis es Grace gelang, ihre Bewegung zu bemeistern, die die letzten mit Macroy gewechselten Worte in ihr verursacht hatten.

„Wir haben nur eine kurze Spanne Zeit,“ begann sie, „und dürfen keine Minute verlieren.“

„Haben Sie sich bereits einen Plan gemacht?“ fragte der Detektive.

„Ich dachte mir, wir müßten mit unseren Nachforschungen noch einmal von Anfang an beginnen. Sie haben Ihre früheren Nachforschungen von dem Gesichtspunkt aus, daß Richard Vanmark schuldig sei, betrieben.“

„Allerdings,“ räumte Macroy ein.

„Lassen Sie uns nun von dem Gegentheil ausgehen!“

„Und womit gedenken Sie zu beginnen?“

„Ich möchte zuerst,“ antwortete Grace, „jene Gegenstände besichtigen, die in jener von Stella Raimonde innegehabten Kabine gefunden wurden.“

„D, dabei würden Sie nichts von Wichtigkeit entdecken,“ bemerkte der Detektive kopfschüttelnd.

„Es war da erstens ein Medaillon — ein ziemlich großes Medaillon.“

„Ganz recht! Ich erinnere mich dessen,“ stimmte Macroy bei.

„Sarah, die frühere Dienerin von Frau Raimonde, behauptete, dieses Medaillon habe nicht ihrer Herrin gehört.“

„Wahrscheinlich,“ bemerkte der Detektive, „war es ein Geschenk von einem Herrn ihrer Bekanntschaft.“

„Ich glaube das nicht,“ äußerte Grace ihre Ansicht, „in diesem Falle würde Sarah es bei ihr bemerkt haben. Hatten Sie das Medaillon geöffnet?“

„Rein,“ gestand Macroy.

„Dann wollen wir es jetzt thun.“

Macroy führte Grace und Sarah nach dem Zimmer, in welchem die von Frau Raimonde hinterlassenen Gegenstände aufbewahrt wurden. Das Medaillon war von ziemlicher Größe, so wie Männer solche an Uhretetten zu tragen pflegen. Auf der Rückseite war der Buchstabe L eingravirt. Macroy nahm das Medaillon in die Hand und untersuchte es sorgfältig. Er trat an das Fenster und betrachtete es wieder und wieder, indem sich eine sichtbare Ueberraschung auf seinem Gesichte zeigte.

„Was haben Sie?“ fragte Grace, die ihn aufmerksam beobachtet hatte.

„Ich bin meiner Sache noch nicht gewiß,“ sagte er. „Kommen Sie mit mir!“

Sie begaben sich zu einem in der Nachbarschaft wohnenden Juwelier. Der Detektive gab dem Manne das Medaillon und fragte ihn etwas.

„Unecht — nur schwach vergolbet,“ erklärte der Juwelier nach einer kurzen Prüfung des Metalls.

„Können Sie es öffnen?“ fragte Grace.

„D, gewiß,“ sagte der Juwelier, indem er es mit einem Instrument öffnete und ihr reichte.

In dem Medaillon befand sich das Bild einer Frau. Grace zeigte es dem Detektive.

„Ist das Frau Raimonde?“ fragte sie.

„Nein!“

„Ich dachte es mir,“ sagte Grace mit einem Lächeln des Triumphs.

„D, ich lege diesem Umstand weniger Bedeutung bei,“ bemerkte der Detektive, „als der Thatfache, daß das Ding unecht ist. Ich glaube nicht, daß Frau Raimonde unechten Schmuck getragen hat.“

„Sie haben recht,“ rief Grace aus, „ich sagte Ihnen, wir würden gewinnen. Nun lassen Sie uns keine Zeit verlieren!“

„Wohin jetzt?“

„Nach der „Bristol“. Ich möchte gern die Kabine besichtigen.“

„Ich glaube nicht, daß —“ begann der Detektive.

„D, Sie müssen nicht sagen, daß wir nichts finden werden.“

„So lassen Sie uns gehen!“

Man machte sich auf den Weg nach dem Wasser. Da es gerade der Abfahrtstag der „Bristol“ war, so lag sie am Dock. Sie ließen sich den Schlüssel zur Kabine Nummer 207 geben und traten ein. Die Kabine hatte wieder ihr gewöhnliches Aussehen, und nichts verrieth, daß sie jüngst der Schauplatz eines blutigen Verbrechens gewesen. Grace versuchte die Verbindungstür nach Kabine 208 zu öffnen. Sie war verschlossen.

„Sagten Sie nicht, daß damals diese Thüre offen gefunden wurde?“ fragte Grace den Detektive. Macroy bejahte.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Eine schwere Verletzung durch einen Hundebiß ist einem hübschen jungen Mädchen in Berlin zugefügt worden. Dasselbe hatte sich in ein Schirmgeschäft in der Friedrichstraße begeben, um daselbst einen Regenschirm zu kaufen. Das junge Mädchen unterhielt sich mit der Besizerin und legte zur Bekräftigung dessen, was sie sagte, die Hand auf den Arm der Verkäuferin. In demselben Augenblicke sprang der große Neufundländer Hund, der annehmen mochte, es solle seiner Herrin etwas geschehen, an der vermeintlichen Angreiferin empor und biß sie in die linke Wacke. Der Hund ist vollständig gesund, doch erfordert die Heilung eines Hundebisses, besonders von großer Ausdehnung, sehr lange Zeit. Die Verletzte wird voraussichtlich dauernd entstellt sein.

— Vor Heimweh irrsinnig. In der Irrenanstalt Döbling bei Wien ist am 27. v. Mts. der Universitätsprofessor Dr. Ludwig Bandl im 50. Lebensjahre gestorben. Ein wahrhaft tragisches Verhängniß hat sich da an einem der bedeutendsten Wiener Aerzte erfüllt. Bandl bezog Anfangs der sechziger Jahre die Universität Wien und warf sich mit Eifer auf das medizinische Studium. Später wendete er sich der Geburtshilfe zu und hatte die Genußthung, sein Streben in gelehrten Kreisen bald anerkannt zu sehen. Aus den großen wissenschaftlichen Erfolgen Bandls, welchen er die Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Wiener Universität dankte, mußten bald auch günstige materielle Erfolge sich ergeben. Bandl wurde einer der gesuchtesten Frauenärzte Wiens. Zu Ende des Sommers 1886 trat in der Stellung des Professors eine wesentliche Aenderung ein. An der deutschen Universität in Prag war die Lehrkanzel für Geburtshilfe erledigt und Bandl wurde für diesen Lehrstuhl vorgeschlagen. Seine Ernennung zum Professor für Prag erfolgte im September. Er freute sich darüber — er wußte damals noch nicht, daß ihm der Abschied von Wien so schwer werden würde. Aber je näher die Zeit heranrückte, welche ihn von Wien entführen sollte, desto trauriger wurde er. Er ging im September nach Prag, um seine Klinik zu besichtigen. Im Oktober trat er seine Professur in Prag an, aber er konnte sich nur schwer entschließen, die Vorlesungen zu beginnen. Wiederholt mußte ihn der Defak Chiari auffordern, seine Antrittsvorlesung zu halten. Bandl erschien im Hörsaale, aber von einem schrecklichen Weinkrampe befallen, mußte er aus dem Hörsaale gebracht werden. Er versuchte nach einigen Tagen der Erholung noch ein zweites Mal zu seinen Schülern zu sprechen, aber er brach wieder zusammen. Sein Geist war gestört und nun ist er, schon seit Jahren irrsinnig, in der Döblingler Heilanstalt gestorben.

— Als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen einst die Teplitzer Heilquelle gebrauchte, wurde ihm auch ein alter ungarischer Oberst vorgestellt. „Feldzug mitgemacht?“ fragte der König in seiner kurzen Weise. „Gewiß, Majestät,“ versetzte der Oberst, „habe ich doch schon unter Maria Theresia Pulver gerochen.“ „Sind wohl schon sehr alt?“ forschte der Monarch weiter. „Na ja, bin ich vielleicht so an die sechzig oder siebzig,“ war die Antwort. „Vielleicht?“ rief Friedrich verwundert, „das müssen Sie doch genau wissen; in diesem Alter zählt man seine Jahre genau.“ „Majestät,“ zähl' ich meine Pferde, mein Geld, meine Sporentiesel, — wozu soll ich zählen meine Jahre? Die stiehlt mir Niemand.“

— Ein Egoist. Ein Heirathsvermittler empfiehlt einem Herrn eine junge Dame und vereinbart mit demselben, daß er an einem bestimmten Tage zu der Familie des Mädchens zu Tische geladen werde, um Gelegenheit zu erhalten, das Mädchen kennen zu lernen. — Am verabredeten Tage wird derselbe wirklich eingeladen und begiebt sich mit dem Heirathsvermittler in das Haus der Familie. Bei Tische zeichnet sich der Ehelandibat dadurch auffallend aus, daß er dem Mahle ganz ungebührlich stark zuspricht und so viel isst und trinkt, als er nur kann. Heimlich macht ihn der Vermittler auf das Unziemliche seines Verhaltens aufmerksam und bedeutet ihm, daß er auf diese Weise das Mädchen nicht erobern werde. — „Macht nichts,“ entgegnete der Kandidat, „sie gefällt mir ja nicht, ich nehm' se sowieso nicht!“

— Ein irischer Bauer kam zu seinem Pfarrer und theilte ihm voller Angst mit, er habe einen Geist gesehen. „Bann und wo?“ fragte der Geistliche. „Vergangene Nacht, als ich bei unserer Kirche vorbeiging, bemerkte ich das Gespenst an der Mauer.“ „In welcher Gestalt erschien es?“ „In der Gestalt eines großen Fels.“ „Geht heim,“ erwiderte der Pfarrer, „Ihr seid ein fürchtbarer Mann und seid vor Eurem eigenen Schatten erschrocken.“

— Der Unteroffizier Drillhase bemerkt einen Einjährigen, der unter der vorschrittmäßigen Binde einen weigen Stebstragen trägt. „Das wird ja immer netter!“ bemerkt er dazu. „Jetzt kommen die Herren Einjährigen so lieberlich angezogen zum Appell, daß ihnen die Unterhosen schon am Hals herauskommen!“